

Wochenblatt für Wilsdruff

Nr. 38.

Zweites Blatt.

Dienstag, 28. März 1905.

Was der Prozeß wegen des Kartätschenschusses auf das Winterpalais zu Tage förderte.

Aus Petersburg schreibt man den „Seitz. N. N.“: Drei Tage währte der Prozeß der Schuldigen an dem scharfen Salutschuß bei Gelegenheit der Wasserweiche am 19. Januar. Bemerkenswert ist es, daß die Verhandlung vor dem Oberkriegsgericht öffentlich geführt wurde, obgleich man in Militärkreisen ganz genau wußte, daß der Prozeß sehr unerquickliche Dinge zutage fördern müßte. Die Erwartungen, die man in dieser Beziehung hatte, sind bei weitem übertroffen worden. Die Aussagen der Schuldigen, die ihre grobe Fädelässigkeit in vollem Umfange zugestanden, sowie die Aussagen der Zeugen bedien Zuzuhörer auf, die man für ungläublich halten müßte, wenn sie nicht von so zuständiger Seite bestätigt worden wären. Die Zustände in der Gardearillerie werfen ein grelles Licht auf die Zustände im Heere überhaupt und sie lassen so manchen bisher dunklen Vorgang auf dem Kriegsschauplatz verständlich erscheinen.

Auf alle Details dieses bemerkenswerten, an die „alte gute Zeit“ erinnernden Prozesses einzugehen, ist gar nicht möglich; hervorgehoben seien nur die wesentlichsten Punkte. Die Angeklagten beteuern, jede böse Absicht sei von vornherein ausgeschlossen, es handle sich nur um grobe Fädelässigkeit, die in folgender Weise zustande gekommen sei. Am 18. Januar war Belune. Man rühte mit Geschützen alten Moders aus, die schon längst anstrangiert sind. Da aber auf vier Batterien nur ein einziges modernes Schnellfeuergeschütz vorhanden war, so mußten die Kartuschen an den außer Gebrauch gesetzten Geschützen gebrüllt werden. Nebenbei bemerkt erklärten sich wohl aus dieser sonderbaren Art des Drills wohl die Berichte der Korrespondenten, die mitteilen, daß die Russen nicht mit ihren modernen Schnellfeuergeschützen umzugehen verstanden. Die Batterie erhielt die Munition von einem Unteroffizier, dem sogenannten capitaine d'armes, der die Kartuschen in einer unverschlossenen Kammer aufbewahrt, und nicht weiß, wie groß der Bestand an Kartuschen ist. Von den Offizieren der Batterie hatte sich nie irgend jemand um diese Kammer gekümmert. Bei der Uebung sei voraussichtlich eine Kartouche im Rohr stecken geblieben, denn als die Batterie einrückte, gingen die Offiziere sofort nach Hause, und die Mannschaft begab sich, nachdem sie die Geschütze oberflächlich gereinigt hatte, eiligst auf ihre Stube.

Am 19. Januar wurden die Geschütze äußerlich flüchtig gereinigt und dann rückte die Batterie zum Salutschießen aus. Ein Oberst des Generalstabes hatte den Plan für die Aufstellung der Geschütze angefertigt, jedoch konnte der Plan nicht eingehalten werden, da er der Verlässlichkeit nicht entsprach, was übrigens auch im Vorjahre der Fall gewesen war. Man stellte die Geschütze nach Maßgabe der Platzverhältnisse auf und dann begaben sich die Offiziere eilends in das Börsengebäude, wo altem Brauche gemäß das Börsenkomitee ein opulentes Frühstück serviert hatte; auch die Mannschaften begaben sich zur Bewirtung, obgleich der Russe 24 Stunden vor Vollzug der Wasserweiche streng saßen muß.

Der den Befehl zum Laden gegeben hat, konnte nicht festgestellt werden. Offenbar war das Laden den Feuerwerkern überlassen, die das Geschäft eilends besorgten, um zur Bewirtung zu kommen. Festgestellt ist auch nicht worden, wie die im Rohr steckende Kartouche undemerklich blieb. Dagegen ergab es sich, daß etwa vier Mann noch nie mit einem Geschütz hantiert hatten, einer war Batteriechef, zwei Batteriechef, einer war Offiziersburche. Selbst ein Unterleutnant mußte eingestehen, daß er von den alten Lebnungsgeschützen keine Ahnung hatte. Als die Prozedur den Winterpalast verließ, da eilten auf einen Wind aufgestellter Posten Offiziere und Mannschaften an die Geschütze, worauf das Salutschießen begann, das die fürchterlichsten Folgen hätte haben können.

Bei der Verhandlung erwiesen sich die Soldaten als so stupid, daß man von ihrem Verhör absehen muß, denn außer „zu Befehl ja“ und „zu Befehl nein“ ist aus ihnen absolut nichts herauszubekommen. Wie die Schütze, Schneider und Offiziersburche in die Batterie geraten sind, weiß kein Mensch. Wesentliche Tatsachen, wohl die wesentlichsten, bleiben unaufgeklärt.

Das Strafmaß, Ausstoßung aus dem Dienst und kurze Festungshaft für die Offiziere und Verlust der Charge und Zuzählung zur Klasse der Bestraften für die Mannschaften, erscheint der Schwere des Vergehens gegenüber milde. Da außerdem eine weitere Milderung des Urteils auf dem Gnadenwege in Aussicht steht, so sind Skeptiker geneigt, die Verhandlung ganz oder zum Teil als eine Farce zu betrachten, die veranstaltet wurde, um das Attentat, als welches sie den scharfen Salutschuß bezeichnen, zu leugnen und auf diese Weise die Boraussetzung aus der Welt zu schaffen, als ob die Garde anarchoisisch durchsücht sei. Die Zahl solcher Skeptiker ist sehr groß.

Reisenbenteuer in Marokko.

Großes Aufsehen erregt in Frankreich die Gefangenahme des Forschungsreisenden M. de Segonzac durch marokkanische Räuber. Er hatte am Ende des vergangenen

Jahres eine Reise nach dem äußersten Süden des marokkanischen Gebietes angetreten, nachdem er schon zwei Expeditionen mit glücklichem Erfolge unternommen. Der „Gaulois“ gibt nun einen Bericht des Forschers selbst über diese beiden ergebnisreichen Fahrten wieder. Segonzac hat noch als Kavallerieoffizier seine erste Reise gemacht. „Das erste Mal kam ich Ende 1899 nach Marokko“, so erzählt er. „Der General Gallifet, der damals Kriegsminister war, hatte mir unbefristeten Urlaub gegeben und mir nur Vorsicht anempfohlen. Ich machte die Route nach Casablanca bis nach Marokko mit dem Artilleriehauptmann Barras zusammen. Ich legte bald das Gewand eines armen Muselmannes an; in Tanger hatte ich mir einen alten algerischen Maultrieber gemietet und engagierte als Führer einen geschickten Menschen aus dem Umlande des Sus-Fusses, der mich auf den weglameren Pfaden über den Atlas geleiten sollte.“

Der Anfang der Reise war nicht sehr ermutigend. Auf dem dritten Tagesmarsch ließ uns der Kaïd Si Tah-el-Gundassi, der die Wache an einem Paß des HochAtlas hielt, festnehmen und einsperren. Nach einigem Hin- und Herreden gab er uns frei, indem er uns den Befehl einschärfte, ja wieder den Weg zurückzuführen, den wir gekommen. Unser vortrefflicher Führer hatte von dem Abenteuer eine solche Angst zurückgehalten, daß er schnell fortließ. Nachdem wir nun am linken Ufer des Ued-Sus entlang gezogen waren, wandten wir uns gerade nach Süden bis nach Tizuid, das in der Gegend von Tazerwalt tief unten an der Küste im Gebiete des Anti-Atlas gelegen ist; der Kaïd Si-Gelluli war hier gerade dabei, dieses Land zu verwüsten, da er es durch einen schon drei Jahre währenden Feldzug wieder unter die Oberherrschaft des Sultans brachte. Der Empfang, den der Kaïd, ein alter Räuber, uns bereitet, war nicht gerade freundlich. Er ließ uns in ein Haus nahe bei den Festungswällen einsperren und streng bewachen. Er sei entschlossen, erklärte er, mich auf ein Kamel binden zu lassen und mich zurück zu dem Pascha von Tarudant zu schicken. Ein merkwürdiger Zufall befreite mich glücklich aus dieser unangenehmen Lage. Ein Soldat, der in der rohesten Weise unser geringes Gepäck durchwühlte, bemerkte bei uns eine Tasche mit Patronen für Perussionsgewehre. Er wußte nun, daß der Kaïd ein Gewehr hatte, das solche Patronen erforderte und für das ihm bis jetzt zu seinem Bedauern noch nie gelungen war, sich die geeignete Munition zu verschaffen. Eine Stunde danach erhielt der Kaïd meine Patronen, die wunderbarerweise in sein Gewehr paßten. Er schickte mir zum Dank dafür Zucker, Kerzen, Tee, einen Samowar, Teemaschinen, kleine Teegläser, Münze, um dem Tee ein angenehmes Aroma zu verleihen, und vor allem schickte er mir einen für mich ausgestellten Reisepaß, auf den hin man den Fremden überall freundlich empfängt und ihn mit dem Segenswort „Maraba himn“ aufnimmt, das nur bei besonders ausgezeichneten Gästen angewandt wird und den Segen Gottes für den Fremden erteilt.

Von Tizuid zog ich dann an der Küste entlang, wieder heraus und überschritt den Sus ganz nahe bei seiner Mündung. Dieser Strom hat gar keine Tiefe, das Wasser ist durchsichtig bis auf den Grund; über seinem klaren Spiegel wölben sich ein schattiges Dach, viele herrliche Oleanderbäume, während seine Ufer von einem Teppich ewigen Grüns bedeckt sind. Zu Agadir an der Küste machte ich Halt und begab mich dann nach Mogador, von wo ich mich nach Frankreich einschiffte. Ich hatte eine Reise von 900 km zurückgelegt und 150 Photographien aufgenommen, die den Reichtum und die Schönheit des südlichen Marokko zeigen.

Meine zweite Reise nach Marokko machte ich im Januar 1901. Meine Absicht war, nach dem Süden mich zu wenden, aber, wie es in diesem schwierigen Lande oft vorkommt, ich machte eine ganz andere Expedition und wandte mich nach Nordosten, dabei überschritt ich die gefährlichen Gebirge von Er-Rif, die man mir so eindringlich zu vermeiden geraten hatte. Die Schwierigkeit bestand darin, einen Führer zu finden, der in Marokko nicht nur ein Mann sein darf, der die Wege und das Land kennt, sondern vor allem ein „Betit“ sein muß, ein einflussreicher und angesehenen Mann, dessen Anwesenheit eine gewisse Garantie für den Fremden bietet. Nach vier Tagen entdeckte ich durch einen glücklichen Zufall zu Fez einen alten, armen Scherif, einen entfernten Verwandten der Scherifs von Lezzan. Er erklärte zunächst meinen Plan für wahnsinnig, weil er viel zu alt wäre, um mich zu begleiten; aber schließlich erklärte er sich bereit, mein Führer zu werden.

Unser Weg führte vom Er-Rif herab zu den Klüften von Djebala im Gebiete Gaiina. Die Frauen von Djebala gelten für die schönsten von ganz Marokko. „Schön wie eine Frau von Djebala, leidenschaftlich und eifersüchtig wie eine Frau des Er-Rif“ heißt es im Sprichwort. Jedoch wird ihre Schönheit durch große Unsauberkeit sehr herabgemindert. Mit 25 Jahren sind sie bereits alt. Harte Arbeit emstelt ihre Formen und macht sie well. Mein Führer hatte festgesetzt, daß Melilla das Ende unserer Reise sein sollte. Als wir den Rückweg antraten, mußte ich meinen alten Scherif mühsam auf sein Pferd

heben; er jammerte, wir würden ermordet werden. Ich wollte nämlich durchaus das höchste Heiligtum der Marokkaner, die „Zauia“ des Schutzheiligen der Reiter, Muley-Bu-Gha-el-Rhammar, besuchen, zu dem ganz Marokko wallfahrtet und das zu besuchen den Christen verboten ist. Schreckliche Strafen sollen ihrer barren, Erwürgung und Martern; die „Inuus“, die Dämonen, bewachen das Grab der Heiligen, aber ich konnte ungehindert das Heiligtum besuchen und die Strafe Allahs ereilte mich nicht, ein Umstand, der die Gläubigkeit meines alten Führers hart ins Wanken geraten ließ.

Interessante Mitteilungen über Schlangen und Nale

finden wir in der „Straß. Post“: Ein untrügliches, handgreifliches Mittel, unsere einheimischen giftigen Schlangen von ihren giftlosen Schwestern zu unterscheiden, zeigte uns einstmal in einem höchst interessanten Schulvortrag ein wandernder Schlangenfänger. Bekanntlich variiert die einzige bei uns lebende Giftschlange, die Kreuzotter, so sehr nach Zeichnung und Färbung, daß es dem Unkundigen schwer fällt, diese gefährliche Giftschlange mit Bestimmtheit zu erkennen. Besagter Herr riet uns nun scharfhaft zu folgendem, sehr drastischen, aber absolut sicheren Erkennungsmittel: Man fasse eine Schlange, über deren Natur man im Zweifel ist, einfach an der Schwanzspitze und halte sie mit wagrecht ausgestrecktem Arm von sich ab, wie etwa ein Athlet, der ein Zentnergewicht in der Schwere hält. Die Schlange wird nun natürlich mit aller Gewalt versuchen, den Arm, der sie gepackt, zu haßchen, zu umwinden und zu beißen. Gelingt ihr dies, dann nur nicht gezuckt bei dem nadelsternen Biß (erst die Injektion macht den Schlangensbiß schmerzhaft), denn es ist keine Kreuzotter, sondern eine harmlose Ringelnatter oder sonst eine giftlose Schlange. Gelingt es der Schlange aber nicht, den Arm zu erreichen, dann hat man die leidhaftige Kreuzotter in der Hand.

Die Erklärung hierfür ist ganz einfach. Die Rattern haben einen langen fast unmerklich sich verdünnenden Schwanz mit zahllosen Wirbeln, wohingegen der Schwanz der Kreuzotter kürzer ist und vom Rumpfe ab rasch an Dicke abnimmt. Unser Lehrrmeister machte uns die Sache auch praktisch vor, und mehrere von uns ließen sich von einer Ringelnatter beißen, während wir das gefährliche Experiment mit der Kreuzotter dem gewandten Herrn überließen. Wer will's weiter probieren? Derselbe Herr belehrte uns auch, daß Schlangenfleisch ein köstlicher Vederbissen sei. So habe er mit mehreren Herren einmal bei dem berühmten Naturforscher und Afrikareisenden Dr. Nachtigal zu Mittag gegessen. Es gab u. a. auch Nale, der vortrefflich mundete. Als die Tafel aufgehoben wurde, fragte der Gastgeber, ob die eigenartige Zubereitung des Nales gefallen habe, und als die Herren einstimmig versicherten, noch nie einen Nal von derart feinem Geschmack genossen zu haben, versetzte lachend der Naturforscher, daß der exzellente Nal bei Lebzeiten eine waschechte Ringelnatter gewesen sei!

Im nämlichen Vortrag vernahm ich auch zum ersten Mal, daß manche Schlangen, besonders die Ringelnatter, zumellen das Wasser aufsuchen, und das gibt mir heute vielleicht den Schlüssel zur Lösung einer vielumstrittenen Frage, der nie bewiesenen Behauptung, daß der Nal nächtlicherweise aufs Land gehen und besonders die Erbsenfelder heimsuchen soll. Ich bin selbst Fischer aus Bleihaberei und habe schon mit erfahrenen Fischern darüber gesprochen, aber keiner hat mir noch untrüglich nachgewiesen, daß er einen Flußaal auf dem Lande beobachtet habe. Ob da nicht die Annahme richtiger ist, daß ein Reptil eher ins Wasser geht, als ein Fisch an Land, und die ganze Nalafabel sich auf diesem leicht erklärlichen Vorkommnis aufbaut? Die Schlange, die ans Wasser kriecht oder von dem Wasser kommt, wird von dem nächtlichen Beobachter mit dem Nal verwechselt. Alle Nale, die ich schon gefangen und beobachtet habe, entwickelten zu Lande wohl anfangs eine große Gewandtheit, erlahmten aber schon nach kurzer Pause in ihrer Kraft ganz merklich. In einem nassen Tuche oder Sacke aufbewahrt, stirbt der Nal nach etwa 24 Stunden, während sengender Sonnenschein, glühende Mittagshize ihn in kaum einer halben Stunde tötet. Und das soll ein Landgänger sein?

Aus Sachsen.

Wilsdruff, 27. März 1905.

„Hier ruht im Mutter Schoß der Erde“ u. lautet die Inschrift des Denksteins, den der Hausbesitzer Andreas in Cömannsdorf auf das Grab seiner Mutter setzen wollte, um damit den letzten Willen der Verstorbenen zu erfüllen. Wie schon berichtet, hatte der Ortsgemeinde diese Inschrift verboten, und die von Andreas hiergegen erhobene Beschwerde war vom Kirchenvorstand, von der Kircheninspektion und vom Landeskonsistorium abgewiesen worden. Der Sohn, der unter allen Umständen den letzten Willen seiner Mutter erfüllen wollte, wandte sich nunmehr an das Kultusministerium unter Darlegung des Sachverhalts. Er wies in diesem Schreiben besonders darauf hin, daß der Ortsgemeinde von Cömannsdorf zu dem Bildhauer Kordach in Gainsberg gesagt habe: „Ich

ubr